

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Studia in honorem Eugenio Coseriu

herausgegeben von
Jörn Albrecht, Jens Lüdtke und Harald Thun

Alleg
Y
Cos 3

4190/PP



Tübinger Beiträge zur Linguistik · Band 300

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Band I

Schriften von Eugenio Coseriu
(1965–1987)

eingeleitet und herausgegeben von
Jörn Albrecht

Alleg
Y
Cos 3

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen

Universität Tübingen
NEUPHIL. FAKULTÄT
BIBLIOTHEK

Zusammenhänge in verschiedenen Sprachen, die für die Typologie im eigentlichen Sinne ebenfalls nur heuristischen Wert haben. Aufgrund einer solchen Feststellung kann man nämlich nur vermuten, daß diese Zusammenhänge typologisch bedingt sein könnten, eventuell auch, daß die betreffenden Sprachen typologisch zusammenhängen, d.h., daß sie entweder demselben Typus entsprechen oder wenigstens gewisse typologische Prinzipien (vielleicht in völlig anderen Zusammenhängen) gemeinsam haben. Ob dies stimmt oder nicht, muß jedoch durch die jeweilige einzelsprachliche Untersuchung nachgewiesen werden.

6. Wir haben uns erlaubt, unsere eigene Sprachtypologie, die Humboldtsche Ansätze sinnvoll weiterzuentwickeln bestrebt ist, als "Typologie im eigentliche Sinne" darzustellen. Dies bedeutet natürlich nicht, daß man andere "Typologien" mit anderer Zielsetzung nicht betreiben sollte noch daß man sie nicht "Typologie" nennen darf. Doch müßte dann für die Untersuchung der funktionellen Ebene des Sprachtypus ein anderer Name gefunden werden. Dies, freilich, wenn man sie überhaupt betreiben will; wenn nicht, wird dieses für das Verständnis der sprachlichen Strukturierung sowie des Wesens der Sprachen als solcher äußerst wichtige Forschungsfeld wohl weiterhin wie bisher brachliegen müssen.

2. Synchronie, Diachronie und Typologie

In diesem Beitrag geht es mir um den Nachweis, daß eine Reihe allgemeiner sprachlicher Probleme, die zunächst in keinem unmittelbaren Zusammenhang miteinander zu stehen scheinen, entweder ganz gelöst oder zumindest in einem rational annehmbaren Sinne formuliert werden können, und zwar aufgrund einer neuen Auffassung vom Sprachtypus. Dabei handelt es sich um

1. das Problem der sog. sprachlichen "Konvergenzen",
2. das Problem dessen, was man "Durchlässigkeit" (bzw. auch "Undurchlässigkeit") der Sprachsysteme nennen könnte,
3. das Problem häufiger Heterogenität der in verschiedenen Teilen derselben Sprachsysteme eintretenden Wandlungen und
4. das Problem der Antinomie von Synchronie und Diachronie.

Diese selbe neue Auffassung vom Sprachtypus läßt uns dazu noch zu einer neuen allgemeinen Sicht interner Sprachentwicklung gelangen.

1.1. Zur Begründung der sprachlichen Konvergenzen, d.h. der voneinander unabhängigen Parallelentwicklungen, die in historisch verwandten Sprachen offenbar auftreten, beruft man sich oft auf den Begriff 'Tendenz'. So spricht etwa A. MEILLET (1918/48: 61–75) von 'Tendenzen historisch zusammengehöriger Sprachen' und sogar von "tendances héréditaires acquises". Doch ist die Erklärung durch den Begriff 'Tendenz' in keiner Weise annehmbar. Man darf den Sprachen nämlich keinerlei Tendenzen zuschreiben, weil sie einfach Sprachtechniken und keine sich bestimmter Absichten bewußte Wesen sind. Die Sprachen als solche tendieren nirgendwohin, und insofern müssen wir F. de Saussure zustimmen: "la langue ne prémédite rien". Die Sprecher dagegen können wohl "Tendenzen" zu erkennen geben, doch beabsichtigen sie dabei in der Regel keine Modifizierung der Sprachtechnik, sondern es geht ihnen nur um den angemessenen Ausdruck für ihre Gedanken, Gefühle und Intuitionen. Dennoch verändern die Sprecher ihre Sprache, im allgemeinen aber ohne besondere Absicht: ihre Modifizierungstendenzen betreffen nicht die sprachlichen Mittel selbst, sondern nur ihre Verwendung. So gesehen stellt die Erklärung aus dem Begriff der 'Tendenz' – und das geschieht in der Sprachwissenschaft ziemlich häufig – eigentlich gar keine Erklärung dar, sondern einfach eine andere Formulierung der in der Sprache beobachteten Wandlungen. Denn die Behauptung, eine Sprache "tendiere" irgendwohin, ist nur gleichbedeutend mit der Feststellung, ein Phänomen x sei in ihr zu einem Zeitpunkt b häufiger anzutreffen als zu einem früheren Zeitpunkt a . Und wenn man sagt, verschiedene Sprachen wiesen eine "gemeinsame Tendenz" auf, so bedeutet dies nichts anderes, als daß man in ihnen analoge Entwicklungen feststellt¹. Wie soll man danach aber die sprachlichen Konvergenzen erklären, wenn sich die Anwendung des Begriffes 'Tendenz' hier als reine Tautologie erweist? Vielfach nämlich

1 Vgl. dazu meine Ausführungen in COSERIU (1958/³78: 223–232).

werden nicht einfach voneinander unabhängige Entwicklungen vorliegen, sondern erst später belegte Gemeinsamkeiten oder auch nur Übertragungen aus einer Sprache in die andere, die nach ihrer historischen Trennung erfolgt sind. Jedoch sind die Fälle nicht selten, in denen solche Erklärungen unzureichend oder gar ausgeschlossen bleiben. So ist etwa das Rumänische, um nur ein Beispiel zu nennen, im Begriff, seine Nominalflexion in einer mit Sicherheit internen Entwicklung zu reduzieren, und nähert sich in dieser Hinsicht den westlichen romanischen Sprachen an. Längere Zeit nämlich schon ist *la* [eine *ad*, *a*, *à* entsprechende Präposition] + Subst. im Rumänischen eine geläufige Variante des flexivischen Dativs (*oamenilor* ~ *la oameni*). In jüngster Zeit ist ebenfalls im Rumänischen eine Reduzierung der Flexion des nachgestellten Adjektivs (oder adjektivischen Partizips) zu beobachten, und insbesondere dann, wenn es vom zugehörigen Substantiv getrennt erscheint (sei es auch nur durch eine Pause). Ion Barbu z.B. schreibt: *acestei calme creste intrata* [und nicht *intrate*]; *argintul unei scule de pret atunci picata* [und nicht *picate*]. In derartigen Fällen bleibt also das Problem der "Konvergenzen" (oder, was dasselbe ist, das der "gemeinsamen Tendenzen") weiter bestehen.

1.2. Zum Problem der "Durchlässigkeit" der Sprachsysteme möchte ich eine – freilich in einem anderen Zusammenhang stehende – Beobachtung von Ch. F. Hockett anführen: "A language is neither a closed system, into which no new meaning-carrying element can be added; nor is it a completely open system, into which any element from any other language (or quasi-linguistic system) can with absolute freedom be introduced" (HOCKETT: 1956: 467). Ihrem Wortlaut nach erscheint diese Äußerung als eine allgemeine empirische Feststellung; doch ist hier nach der Ursache dessen zu fragen, was sie bedeutet, und diese vor allem noch näher zu bestimmen. Wird man dabei lediglich zu einem statistischen Ergebnis gelangen oder vielmehr zu einer intern motivierten Anzahl von Neuerungen (bzw. Entlehnungen)? Mit anderen Worten: welcher Art von Neuerungen bleiben die Sprachsysteme geöffnet und welcher nicht? Warum z.B. haben die romanischen Sprachen – tiefgehend gräzisierte Sprachen, die schon seit der sog. vulgärlateinischen Epoche so vieles aus dem Griechischen übernommen haben – nicht den im Griechischen so geläufigen Typ *apostolica verba* angenommen, sondern sind bis heute bei Ausdrücken wie *las palabras de los apóstoles*, *les paroles des apôtres*, *le parole degli apostoli*, etc. geblieben? Warum haben sich Bildungen wie etwa *paternus*, *maternus* [statt "de mi padre", "de mi madre" etc.], wie *aureus* und *ferreus* in den romanischen Sprachen nie recht durchgesetzt? Aus welchem Grunde wiederum zeigten sich das Italienische, das Spanische, das Portugiesische und das Katalanische dem lateinischen Superlativ auf *-issimus (-rimus)* gegenüber so aufnahmefähig, während das Französische – trotz der hier mindestens in dem gleichen Maße wie in allen anderen westlichen romanischen Sprachen eingetretenen "Relatinisierung" – sich für diese Neuerung als nicht empfänglich erwies? Warum behielt der Superlativ auf *-issimus* in den Sprachen, die ihn annahmen, nicht denselben sprachlichen Wert wie im Lateinischen? So wurde nämlich der Typ *altissimus homo* (vgl. ital. *un uomo altissimo*) ganz allgemein üblich, nicht dagegen der Typ *altissimus hominum* (ital. *altissimo fra gli uomini* ist immer noch ein unverkennbarer Latinismus).

1.3. Die romanischen Sprachen sind auch ein ausgezeichnetes Beispiel für unser drittes Problem, weil nämlich die großen Umwälzungen, die in ihnen seit der lateinischen Epoche

erfolgt sind, häufig als Entwicklungen heterogenen Charakters erscheinen und sich nicht mit den herkömmlichen Prinzipien der historischen Grammatik erklären lassen. So steht denn fest, daß sich das romanische Verb insgesamt anders entwickelt hat als das Nomen. Bei den Nominalformen wurde nämlich die Flexion aufgegeben; hingegen erhielt sie sich bei den Verbalformen und konnte sich z.T. sogar noch bis heute erneuern (*eram* – *eras* – *erat* hätten italienisch und rumänisch *era* – *era* – *era* ergeben müssen; doch erscheinen heute it. *ero* – *eri* – *era* u.rum. *eram* – *erai* – *era*). Wenn man das Verschwinden der Nominalflexion auf Lautabnutzung zurückführt, womit will man dann erklären, daß diese Abnutzung bei den Verbalformen nicht dieselben Wirkungen hatte? Und wenn man einwendet, bei den Nominalformen habe man die Präpositionen zur Verfügung gehabt, um die Kasusfunktionen wiederzugeben, dann kann man immerhin darauf verweisen, daß man ja auch bei den Verbalformen über Ausdrucksmittel verfügte, die die Funktionen der Verbalendungen hätten übernehmen können (und zwar die Personalpronomina). Man sagt, beim Verb habe die Analogie gewirkt, jedoch nicht beim Nomen. Dieses wiederum ist keine Erklärung (die Rückführung eines Tatbestandes auf einen *anderen*), sondern, wie bereits im Falle der "Tendenzen", eine lediglich anderslautende Formulierung der eigentlich feststellbaren Tatsachen. Denn die "Analogie" ist an sich keine wirkende Kraft oder Wesenheit, sondern einfach ein von den Sprechern bei der Sprachgestaltung und -umgestaltung angewandtes Verfahren: sie ist nicht Ursache, sondern Modalität gewisser Erscheinungen; und der Hinweis auf das Auftreten der Analogie in einem Teil der Sprache und ihr Fehlen in einem anderen kann bloß als Hinweis darauf gedeutet werden, daß diese beiden Bereiche der Sprache von den Sprechern lediglich verschieden behandelt worden sind. Andererseits vermag auch die Lautabnutzung nicht einmal alle bei der Nominalflexion eingetretenen Veränderungen hinreichend zu erklären. Wie soll man dann etwa die zusätzlich erfolgte Erneuerung gewisser materiell so gut charakterisierter Oppositionen wie die des Typs *altus* – *altior* – *altissimus* oder auch wie die des Typs *istic* – *istuc* – *istinc* – *istac* erklären? Umgekehrt ist auch die sogenannte Analogie offenbar nicht im gesamten Bereich des Verbs in Erscheinung getreten: sie trat nämlich nicht ein, damit das lat. Passiv erhalten blieb (d.h. dessen synthetische Formen)². Ebenso reicht zu einer Erklärung die Berufung auf das vulgat. und romanische Prinzip der Periphrase nicht, da nämlich, während in der Nominalflexion die periphrastischen Formen statt der synthetischen eintreten (*patris* → *del padre*; *altior* → *más alto*; *hinc* → *de aquí*), letztere sich in der Verbalflexion noch häufig neben den periphrastischen Formen erhalten (*dije* – *he dicho*, *dijera* – *había dicho*); aber – und dies mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen – bei der passivischen Konjugation verhalten sich die periphrastischen Formen wie in der Nominalflexion (*amor* → *soy amado*). Schließlich werden auch in den romanischen Sprachen zwei nominale Kategorien – Genus und Numerus – paradigmatisch ausgedrückt (durch "Flexion"), und sogar besser und in gewisser Weise klarer als im Lateinischen; und im Fall dieser beiden Kategorien erweist sich, daß auch hier, und zwar sehr oft, die sog. Analogie in Erscheinung getreten ist. Mehr noch: in einer ganzen Reihe romanischer Sprachen und Dialekte, von Portugal bis hin nach Rumänien, erscheinen sie häufig doppelt charakterisiert: so port. *corvo* – *çorvos*, *ovo* – *çvos*; rum. *seară* – *seri*, *şcoală* – *şcoli*; port. *novo* –

2 Also Formen wie *amatur*, *amabatur*, *amabitur*, etc.

nova; rum. *frumos* – *frumoasă*; astur. *pirru* – *perra* etc. Gewiß, man mag einwenden, es handele sich hierbei um in sich begründete phonetische Alternanzen. Aber nicht minder gewiß ist es, daß diese Alternanzen von jeher zum Ausdruck grammatischer Kategorien benutzt werden und daß ihre Motivierung heute vielfach ausschließlich morphonematisch ist. Demnach steht außer Zweifel, daß in den romanischen Sprachen zwei ganz verschiedene Prinzipien in der historischen Erneuerung der Sprachtechnik aufeinander gefolgt sind und daß die Grenze der Anwendungsbereiche beider Prinzipien zumindest nicht mit derjenigen zwischen Nomen und Verb zusammenfällt. Was mag also ihre Annahme be-rechtigen, und welches darf als ihr eigentlicher Sinn betrachtet werden?

1.4. Das Problem der Antinomie von Synchronie und Diachronie ist im Grunde ein Scheinproblem, besser gesagt, ein unzutreffend formuliertes Problem. Denn so wie F. de Saussure diese Antinomie dargestellt hat, gehört sie nicht der Objektsebene, sondern der Betrachtungsebene an: es handelt sich hier nur um eine Verschiedenheit der Standpunkte, um eine *methodische Unterscheidung* (die dazu noch einer ganz bestimmten Methode eignet), die aber schon als *reale*, den sprachlichen Fakten selbst zukommende *Unterscheidung* interpretiert worden ist. Außerhalb dieser Methode handelt es sich hierbei streng genommen um die Unterscheidung von Funktionieren und Zustandekommen der Sprache (“Sprachwandel”), und dementsprechend kann man sagen, die Sprache komme in der Diachronie zustande und funktioniere in der Synchronie; jedoch ist mit dieser Unterscheidung keine objektive Trennung gegeben, zumal für die Sprache das Funktionieren (“Synchronie”) und das Zustandekommen oder der “Wandel” (“Diachronie”) nicht etwa *zwei Momente*, sondern nur *ein einziges* sind³. Wir müssen aber noch bei diesem letzten Punkt verweilen und erklären, wieso nun diese Antinomie auf der Ebene der Objekte nicht existiert, d.h., in welchem Sinne das Funktionieren der Sprache und der Sprachwandel (die Spracherneuerung) in der Wirklichkeit zusammenfallen. Wie bereits angedeutet wurde, wollen die Sprecher ihre Sprache im allgemeinen nicht verändern, sondern nur verwenden, d.h. sie einfach funktionieren lassen. Nun wandelt sich die Sprache jedoch bei ihrer Verwendung, und das bedeutet, daß der Gebrauch einer Sprache ihre Erneuerung und schließlich ihre Überwindung bedingt. Folglich muß die Sprache gewissermaßen die Kräfte zu ihrer eigenen Überwindung, zum sog. “Sprachwandel”, schon in sich tragen. Offensichtlich erfordert dies auch eine neue Konzeption der Sprachbeschreibung, wenn die Beschreibung ihrem Objekt eben wirklich angemessen sein soll. Und allgemein betrachtet ist die Beschreibung der Geschichte nicht wesensfremd, wie oft behauptet wird, sondern ist in sie miteingeschlossen, da nämlich die Beschreibung eines Gegenstands zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner Geschichte natürlich auch zu eben dieser Geschichte gehört. Wenn der Sprachgebrauch schon die Möglichkeit von Veränderungen enthält, dann muß auch eine Beschreibung dieses Sprachgebrauchs und seiner Voraussetzungen eine solche Möglichkeit begründen. Mit anderen Worten, wenn die Sprache Gegebenheit und Möglichkeit zugleich ist, dann hat auch jede Beschreibung diese beiden Aspekte zu berücksichtigen, d.h.: wenn die Sprachsysteme offene Systeme sind, so muß man sie auch dementsprechend beschreiben. Andererseits würde dieses auch den wirklichen Gegeben-

3 Vgl. dazu meine Ausführungen in COSERIU (1958/³78: insb. 238–283).

heiten der Sprachtätigkeit und der allgemeinen Erfahrung der Sprecher selber gerecht werden. Denn wie HUMBOLDT und CROCE bemerkten, lernt man nicht einfach eine Sprache, sondern man lernt, sich in ihr *schöpferisch* zu betätigen, d.h. das materiell Erlernete zu überwinden. Eine Sprache beherrscht wirklich nur, wer dazu fähig ist, in ihr Neues zu schaffen, durch sie vorher nie Gesagtes auszudrücken. Auf diese wesentliche Tatsache hat auch eine Richtung der nordamerikanischen deskriptiven Sprachwissenschaft, um die in letzter Zeit viel (zu viel) Aufhebens gemacht worden ist, hingewiesen – freilich ein wenig spät. Gemeint ist die “transformationelle Grammatik”, deren Vertreter eben erkannt haben, daß die Sprachbeschreibung, um sich dem anzunähern, was die Sprache für ihre Sprecher ist, sich nicht nur auf das in einem “Korpus” Gegebene beschränken darf, sondern auch die Möglichkeit, über dies Gegebene hinauszugehen, berücksichtigen muß, anders gesagt, daß eine angemessene Beschreibung den “Unendlichkeitscharakter” der Sprache wiedergeben muß⁴. In diesem Zusammenhang ist viel von der sog. Grammatikalität die Rede gewesen, d.h. von dem, was in einer Sprache noch “zulässig” ist, auch wenn es nie vorher da war. Dabei steht natürlich vollkommen außer Zweifel, daß das “Grammatische” nicht nur das bereits Verwirklichte umfaßt. Bisher ist jedoch die “Grammatikalität” von den Transformationalisten noch nicht recht abgegrenzt worden; vielmehr pflegen sie auf die “Intuition der Sprecher” zu verweisen, auf das, was natürliche Sprecher in ihrer Sprache als “annehmbar” betrachten würden. Ein derartiges Vorgehen entbehrt durchaus nicht jeglicher Grundlage; dennoch ist dieses nicht der rechte Weg, um zu präzisen und objektiven Kriterien zu gelangen: wenn die “Grammatikalität” nämlich ein methodisch gültiger Begriff sein soll, dann muß sie sich eben auch aus der Sprache selbst, so wie sie in der Sprechertätigkeit erscheint, rechtfertigen lassen, und nicht aus den Einzelurteilen der Sprecher, welche ohnehin sehr verschieden in ihrer Begründung sein können. Und hierzu gehen denn die Transformationalisten auch langsam über, wenngleich leider sehr einseitig und mit völliger Unkenntnis der auf diesem Gebiet in den vergangenen Jahrzehnten geleisteten Arbeit: seltsamerweise behaupten nämlich die Transformationalisten von sich, eine Gegenbewegung zur “modernen Linguistik” zu bilden, während sie sich im Grunde nur gegen eine Richtung der nordamerikanischen Sprachwissenschaft wenden (genauer gesagt, nur gegen die verschiedenen Ausprägungen der Bloomfieldschen Schule)⁵. Dazu noch beschränkt sich die transformationelle Grammatik ganz ausdrücklich auf die Synchronie und begibt sich damit jeder Möglichkeit eines tieferen Verständnisses der Funktionsweise sprachlicher Systeme⁶.

4 Diese “Unendlichkeit” betrifft nun nicht allein die “möglichen”, aber in der historisch realisierten Sprache nicht belegten Sätze und Satzformen, sondern alle konstitutiven Elemente der Sätze und alle sprachlichen Funktionen überhaupt.

5 Alles Wesentliche der Transformationstheorie, soweit diese überhaupt gültig ist, kann man schon in den Arbeiten verschiedener europäischer Gelehrter auffinden (PORZIG, BALLY, KURYŁOWICZ, FREI u.a.). Hinsichtlich theoretischer Probleme von allgemeinem Belang, um die sich – freilich ohne eine kohärente philosophische Grundlage und im Grunde auch ohne großen Erfolg – die TG. so sehr bemüht (Sprache als schöpferische Tätigkeit, Sprache als Technik der Sprachschöpfung, Sprachsysteme als Systeme von Möglichkeiten, Stufen der Grammatikalität, Charakter und Bedeutung der Intuition der Sprecher), sei mir gestattet, daran zu erinnern, daß sie von mir selbst klar und ausführlich in einer Reihe verschiedener Arbeiten behandelt worden sind angefangen mit COSERIU (1952/75) und ganz bes. in COSERIU (1958/³78).

6 Vgl. dazu bes. CHOMSKY (1964: 22).

2.0. Diese vier soeben dargestellten Probleme erscheinen als miteinander zusammenhängend, wenn man nur das Wesen dessen, was sich "Sprache" nennt (im funktionellen Sinne, d.h. im Hinblick auf die reale Sprechfähigkeit), und die strukturelle Schichtung, die die "Sprache" als solche enthält, berücksichtigt: ihre *funktionellen Ebenen*.

2.1. Die Sprachen stellen das "Sprachvermögen" in historischer Hinsicht dar (als historischen Gemeinschaften eigen). Eine Sprache ist folglich ein Vermögen, das sich in einer Tätigkeit kundtut, ein System von Verfahren bzw. Verfahrensregeln, ganz einfach ein technisches Vermögen – genauer, eine *historische Technik des Sprechens* – und weist auch die allgemeinen Kennzeichen eines jeglichen technischen Vermögens auf (vgl. COSERIU: 1958/378: 58 f.). Innerhalb der technischen Verfahren, die eine Sprache konstituieren, können nun drei funktionelle Ebenen unterschieden werden (die im Bereich der Grammatik auch "Stufen der Grammatikalität" genannt werden dürfen): *Norm*, *System* und *Sprachtypus*. Die "Norm" umfaßt die in der Sprache einer bestimmten Gemeinschaft historisch realisierte Technik, alles, was in dieser Sprache allgemein und traditionell verwirklicht ist, ohne dabei notwendig schon funktionell zu sein (z.B. die beiden "obligatorischen" Varianten [b] und [β] des Phomens [b] im kultivierten Spanisch; das sog. Zäpfchen -r des Pariser Französisch usw.). Das "System" stellt die Gesamtheit der funktionellen (distinktiven) Oppositionen dar, die in einer und derselben Sprache festgestellt werden können, sowie die distinktiven Regeln, nach denen diese Sprache gesprochen wird, und, daraus folgend, die funktionellen Grenzen ihrer Variabilität; das System als solches geht schon über das historisch Verwirklichte hinaus, zumal es auch das nach den bestehenden (in der Norm nur teilweise angewandten) Regeln Realisierbare enthält. Man betrachte dazu folgende Serie: *giocare* – *giocherellare* – **rigiocherellare* – **rigiocherellamento* – **rigiocherellamentista* – **rigiocherellamentistico*. Gibt es nun diese letzteren Formen? Innerhalb der italienischen Norm gewiß nicht, sie kommen nicht als historisch realisierte Formen vor und stehen also auch nicht in den Wörterbüchern (die ja als Verzeichnisse der lexikalischen Norm gelten). Im System hingegen gibt es sie: sie sind funktionell "mögliche" Formen. Und dazu noch erkennt man sie als "italienische" Wortformen, und nicht als die einer anderen Sprache, zumal sie ja den funktionellen Regeln des Italienischen gemäß gebildet worden sind⁷. Dagegen wären Formen wie etwa *vidergiocherellamento*, *rigiocherellemã* und *rigiocherellamiento* nicht "italienisch", da sie nicht nur der Norm, sondern ebenso dem System des Italienischen nicht entsprechen. Der "Sprachtypus" schließlich enthält die funktionellen Prinzipien, d.h. die Verfahrenstypen und die Oppositionskategorien des gesamten Systems und stellt somit die zwischen den einzelnen Teilen des Systems feststellbare funktionelle Kohärenz dar. So verstanden ist der Typus eine objektiv vorhandene sprachliche Struktur, eine funktionelle Ebene der Sprache: er ist einfach die höchste strukturelle Ebene einer Sprachtechnik⁸. In den romanischen Sprachen z.B., mit Ausnahme des Französischen (und, in geringerem Maße, des

Okzitanischen), ist die funktionelle Kohärenz auf der Ebene des Typus – wie ich noch an anderer Stelle zeigen möchte⁹ – aufgrund eines allgemeinen Prinzips gegeben, das wie folgt formuliert werden kann: "interne" (paradigmatische) Ausdrucksdeterminierungen (materieller Art) für "interne", designative, d.h. nicht-relationelle Funktionen (wie Genus und Numerus); "externe" (syntagmatische) Determinierungen (materieller Art) für "externe", relationelle Funktionen (wie Kasus, Steigerung der Adjektive usw.). Und als kategorielle Ebene umfaßt der Typus virtuell auch Verfahren, die im System noch nicht existieren, wohl aber möglich wären, in Übereinstimmung mit bereits als solchen vorhandenen Kategorien der Sprachtechnik.

Um noch einmal zusammenzufassen: die "Norm" enthält das traditionell in einer Sprache Verwirklichte; das "System" die dem Verwirklichten entsprechenden Regeln; der "Typus" die den Regeln des Systems zugrundeliegenden Prinzipien. Deshalb geht auch das System über die Norm und der Typus über das System hinaus. Und in diesem Sinne ist jede Sprache eine teilweise verwirklichte und teilweise noch zu verwirklichende Technik: das System ist ein System von Möglichkeiten hinsichtlich der Norm, der Typus ist es in Hinsicht auf das System.

2.2. Was die Beziehungen zwischen Norm, System und Typus angeht, so ist dreierlei zu beobachten:

a) Einem einzigen System können verschiedene Normen, einem einzigen Typus ganz verschiedene Systeme entsprechen. So bieten die romanischen Sprachen eine ganze Reihe verschiedener Systeme, deren Mehrzahl jedoch nur einem und demselben Sprachtypus entspricht.

b) Auf der Ebene der Norm analoge Fakten können auf der Ebene des Systems verschieden sein. So z.B. kann die normale Aussprache von [f] im Französischen und im Spanischen gleich sein, doch funktionieren frz. [f] und span. [f] in den entsprechenden Systemen in jeweils anderen Oppositionen. Ebenso können auf der Ebene des Systems analoge Fakten auf der des Typus eine andere Bedeutung erhalten. So besaß auch das Lateinische in seinem System mehrere den romanischen entsprechende syntagmatische Determinierungen (*magis idoneus; in schola, ex schola, etc.*), doch standen diese nicht etwa den paradigmatischen gegenüber, sondern waren lediglich eine Ergänzung zu ihnen, da das Lateinische den kategoriellen Unterschied zwischen externen und internen Funktionen nicht kannte, während er dagegen für das Spanische, Portugiesische, Katalanische, Italienische und in einem gewissen Maße auch für das Rumänische wesentlich wird.

c) Was vom Standpunkt einer bestimmten strukturellen Ebene her diachronisch ("Wandel") ist, erscheint auf einer anderen, höheren Ebene als synchronisch ("Funktionen"). So wäre it. **rigiocherellamento*, wenn es je verwirklicht würde, ein neues Faktum innerhalb der Norm, dagegen nicht innerhalb des Systems: alles das, was im Laufe der Zeit in die Norm aufrückt, findet sich außerhalb des Zeitablaufs im System begründet, insofern es dessen bloße Anwendung ist. Ebenso war der it. Elativ *altissimo*, gegenüber *il più alto*, zu einem bestimmten Zeitpunkt ein neues Faktum innerhalb des Systems; nicht jedoch auf der Ebene des Typus, da er einem im Italienischen schon geläufigen funktionellen Prinzip entsprach ("paradigmatische Determinierung für nicht-relationelle

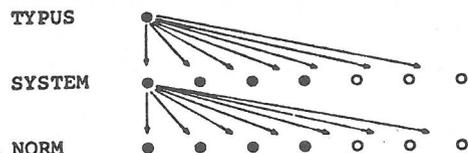
7 Verschiedene andere Beispiele – phonetischer, grammatischer und lexikalischer Natur – zu diesem Abschnitt können in COSERIU (1952/75: Kap. V) nachgelesen werden.

8 Dies ist in der Tat auch die Auffassung vom Sprachtypus, die die traditionelle Sprachtypologie, so wie sie von F. u. A.W. SCHLEGEL begründet worden ist, zwar meint, aber nicht ausdrücklich formuliert hat. Der Typus als "Klasse von Sprachen" ist ein Folgesatz oder, besser noch, eine Anwendung dieser Auffassung.

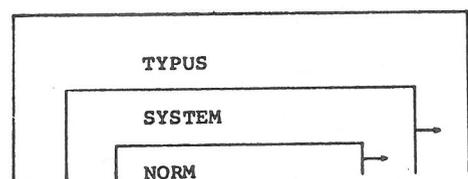
9 In: COSERIU (1971b) [in diesem Band unter IV, 5: 208 ff.].

Funktionen"). Als Bestandteil des Systems erscheint der Elativ om Typ *altissimo* (d.h. eigentlich die Opposition vom Typ *altissimo/molto alto // il più alto*) sehr viel später als andere entsprechende Bestandteile, und in diesem Sinne handelt es sich hier um ein diachronisches Faktum; auf der Ebene des Typus jedoch ist dieses als Anwendung eines schon vorhandenen sprachtechnischen Verfahrens ein synchronisches Faktum.

In einer schematischen Darstellung ergäbe sich dann folgendes (durch ● werden "realisierte" Fakten, durch ○ "mögliche" Fakten veranschaulicht):



oder noch besser:



Letzteres bedeutet: Bewegung in der Norm ohne Bewegung im System (das heißt: *Diachronie in der Norm bei gleichzeitiger Synchronie des Systems*); Bewegung im System ohne Bewegung im Typus (das heißt: *Diachronie des Systems innerhalb der Synchronie des Typus*)¹⁰.

¹⁰ In diesem Zusammenhang können wir darauf hinweisen, daß F. DE SAUSSURE in die synchronisch vorhandenen Fakten auch die analogische Neuschöpfung – sehr zu Recht übrigens – miteinbezug und dazu sogar die Möglichkeit andeutete, im Französischen Formen wie **interventionnaire*, **rèpressionnaire*, **firmamental* gemäß sprachlich schon vorhandenen Mustern zu schaffen (CLG: 225); offensichtlich bezog er sich damit eben auf die Synchronie des Systems (vgl. COSERIU: 1958/³78: 241 f.). Es ist nur zu bemerken, daß DE SAUSSURE den Lautwandel als eine von der Analogie wesensmäßig unterschiedene Erscheinung betrachtete, sowie ganz allgemein die phonischen Erscheinungen als von den grammatischen radikal unterschieden ansah, was nicht angenommen werden darf. – Auch N. CHOMSKY formuliert bestimmte zur Synchronie des Systems und zur Diachronie der Norm gehörige Regeln (d.h. Regeln, die über das historisch Verwirklichte hinausgehen), wird sich dessen aber nicht bewußt, weil ihm die Begriffe 'System' und 'Norm' fehlen und weil er nicht erkennt, daß alle Verfahren in der Sprachtechnik synchronisch und diachronisch zugleich sind, das heißt, daß in der Sprache kein eigentlicher Unterschied zwischen 'Funktionsregeln' und 'Wandlungsregeln' existiert. Mehr noch: er sieht eine Unzulänglichkeit HUMBOLDTs darin, daß dieser nicht zwischen "rule-governed creativity" und "rule-changing creativity" (CHOMSKY: 1964: 22) unterschieden habe. In Wirklichkeit ist aber die "rule-changing creativity", soweit sie die interne Sprachentwicklung betrifft (unabhängig von der möglichen äußeren Herkunft der gemeinten Fakten), auf der Ebene des Sprachtyps eine "rule-governed creativity" und gehört so einfach zu den Möglichkeiten der Sprachtechnik. Dadurch, daß er das eigentliche Wesen der Sprache (schöpferische Tätigkeit) und damit zugleich ihren technischen Charakter nicht erkennt und dazu das sprachlich Universelle mit dem sprachlich Allgemeinen verwechselt, verfällt er schließlich in der letzten Fassung seiner "Theorie" (CHOMSKY: 1965/69) auf die mystische Auffassung von den angeborenen Ideen, die er dazu noch ganz unbekümmert durch eine merkwürdige Evolutionstheorie positivistischer Prägung zu rechtfertigen versucht. Es ist bedauerlich, daß ein Sprachwissenschaftler, der zu HUMBOLDT zurückzukehren meint, so verfährt, als hätten Kant und Hegel nie gelebt, und dabei die wirklichen philosophischen Zusammenhänge sowie die eigentlichen Grundlagen der Humboldtschen Sprachauffassung völlig ignoriert.

3. Wenn wir jetzt zu den vier anfänglich dargestellten Problemen zurückkehren, so ergibt sich folgendes:

a) Die sprachlichen Konvergenzen haben nichts Geheimnisvolles an sich, wenn man eben nur den technischen Charakter der Sprache berücksichtigt. Es handelt sich dabei einfach um die Anwendung systematisch und typologisch analoger Muster in verschiedenen Sprachen, wobei materielle Unterschiede entstehen können; und diese Anwendung kann sich über einen sehr großen Zeitraum hinweg erstrecken (etwa von der vlat. Periode bis zur Gegenwart)¹¹. Das "Erbe" besteht dann also nicht aus den sog. "Tendenzen", sondern aus den technischen Verfahren, die die Sprache als "System von Möglichkeiten" bilden. Alle realisierten Fakten können als solche voneinander unabhängig sein, nicht dagegen die Regeln bzw. Prinzipien ihrer Realisierung, die schlechthin allgemeingültig sind. Dazu handelt es sich hierbei nicht um ein "Erbe", sondern um die kulturelle Übermittlung eines Sprachvermögens. So etwa sind die romanischen Sprachen einander ähnlich, und das eben nicht allein aufgrund des aus dem Lateinischen Erhaltenen und des voneinander Entlehnten, sondern auch, und vor allem, aufgrund der Anwendung einer ihnen gemeinsamen Sprachtechnik, aufgrund einer historischen Entwicklung gemäß analogen technischen Verfahren. Und ihre innere Geschichte ist nicht so sehr der Katalog der in ihnen von der lateinischen Periode an erfolgten "Veränderungen", als vielmehr die Geschichte dieser Entwicklung, ihrer Entstehung durch die Einwirkung der Sprecher.

b) Es gibt eine "Durchlässigkeit" der Norm und entsprechend eine des Systems: prinzipiell ist auch in der Norm möglich, was im System schon gegeben ist; und im System, was schon im Typus da ist. So etwa ist **rigiocherellamento* durchaus möglich, weil *ri-*, *giocherellare*, *-mento* und die dementsprechenden Funktionen und Kombinationen im *it.* System schon gegeben sind (vgl. CLG: 226–230). Die neue – romanische – Funktion von *altissimus* war auf der Ebene des Systems möglich, weil das dementsprechende funktionelle Prinzip im romanischen Sprachtyp schon vorhanden war. Dagegen sind *altissimus hominum*, *paternus* (statt *'de mi padre'* etc.) und *aureus* (= *'de oro'*) diesem Sprachtypus fremd.

c) Die unterschiedliche Behandlung verschiedener Teile des Systems kann dennoch eine typologische Kohärenz widerspiegeln. In den romanischen Sprachen z.B. erklären sich die in 1.3 aufgezählten "inkohärenten" Entwicklungen (und verschiedene andere) aus dem in 2.1 angegebenen funktionellen Prinzip.

d) In der Sprache gibt es keine Antinomie von Synchronie und Diachronie (von Funktionieren und "Wandel"), da der Sprachwandel (die historische Entstehung der Sprache) seinem Wesen nach eine Modalität des Funktionierens ist: was in der Norm als Wandel erscheint, ist vom System her gesehen nichts weiter als dessen Anwendung; und Wandel im System ist dementsprechend Funktionieren des Sprachtyps. Sowohl das Funktionieren als auch der Wandel einer Sprache sind, insofern sie eine interne Entwicklung darstellen – und in einem gewissen Sinne sind alle Entwicklungen "intern" (vgl. COSERIU: 1958/³78: 213 f.) –, Anwendung einer und derselben Sprachtechnik. Ein Unterschied zwischen ihnen besteht lediglich in der Anwendungsebene, jedoch nicht in ihrem Wesen.

¹¹ Darauf laufen im Grunde auch die Interpretationen MEILLETs hinaus, einmal abgesehen von der Berufung auf das ungerechtfertigte Konzept der "Tendenz".

4. Im Hinblick auf diesen letzteren Punkt nun ergibt sich eine Schwierigkeit, die ich keineswegs verdecken möchte: Meine Darstellung könnte wie eine Verlegung der Antinomien auf die Ebene des Sprachtyps erscheinen. Also müssen wir uns fragen, wie der Typus sich ändert und ob wir auf diesem Wege nicht etwa zu einer *regressio ad infinitum* gelangen. Doch können wir dieses Problem hier und jetzt nicht lösen. Gegenwärtig kennen wir nämlich noch nicht einmal recht die Synchronie (das Funktionieren) des Typus. Ein Ausblick mag hier denn einstweilen genügen: in einer historischen Sprache existieren verschiedene Normen, Systeme und, wie es scheint, auch verschiedene Typen nebeneinander, so daß deren Entwicklung sich als beständige Verlagerung des Gleichgewichtes aller in ihr nur vorhandenen (realisierten oder realisierbaren) Techniken darstellt. Was die Ebene der Norm und ihre Beziehungen zum System betrifft, so verwendet mein Kollege MARIO WANDRUSZKA mit übrigens glänzenden Ergebnissen das Konzept der 'Programmierung' (in dem Sinne, wie man auch von Maschinen mit 'Programmen' spricht). Nach Wandruszka funktioniert die Sprache in einigen ihrer Teile wie ein Zusammenspiel verschiedener Programme, die einander überschneiden und auch nur teilweise durchgeführt werden. Etwas ganz Entsprechendes wird möglicherweise ebenso im Hinblick auf die Ebene des Systems und auf seine Beziehungen zum Sprachtypus zu beobachten sein.

Diskussion

Einwände der Professoren G. FRANCESCATO und S. ELIA

G. Francescato (Amsterdam): Die von Herrn Coseriu hergestellte Proportion Synchronie/Diachronie = Beschreibung/Geschichte kann nur gelten, wenn man "Geschichte" in einem besonderen und eingeschränkten Sinne definiert: Die Diachronie stellt sich nämlich in ganz bestimmten Erscheinungen dar, die nur in einer Abfolge von verschiedenen Sprachzuständen untersucht werden können. Die "Geschichte", so wie man sie allgemein in sprachwissenschaftlichen Arbeiten versteht, ist aber etwas anderes. Deshalb müssen wir hier eine Unterscheidung einführen, die die Äquivalenz Diachronie = Geschichte wieder aufhebt.

S. Elia (Lissabon): Wenn man von sprachlicher Tendenz spricht, so sagt Herr Professor Coseriu sehr richtig, dann ist sie bei den Sprechern und nicht in der Sprache zu suchen. Nun ermittelt aber gerade der moderne Strukturalismus die Bedingungen, unter denen die Sprecher auf ihre Sprache einwirken. Im Falle der Phonologie z.B. kann auch die Symmetrie des Systems eine Tendenz auslösen, wenn dadurch etwa ein "leeres Fach" ausgefüllt wird. In diesem Fall ist die Tendenz also im System zu suchen und nicht bei den Sprechern selbst.

Beim Problem Synchronie/Diachronie scheint es mir doch eher angebracht, eine solche Unterscheidung nur auf die 'langue' anzuwenden, so wie Saussure es tat, d.h. auf die historisch realisierte Norm, ohne sie auf das System auszudehnen. Der Begriff System ist mit Notwendigkeit synchronisch aufzufassen, und schon F. de Saussure bemerkte, daß nicht das System sich entwickle, sondern dessen Bestandteile. Wenn also in bezug auf das System vorsichtig verfahren werden sollte, dann ist dies noch a fortiori beim Sprach-

typ angebracht, der Ebene der Sprachbeschreibung nämlich, über die uns Prof. Coseriu soeben in seinem tiefgreifenden Beitrag informiert hat.

Antworten von Prof. COSERIU

An S. Elia: Die Sprache gehört ihrem Wesen nach zum Bereich der freien Gestaltung ("Kultur"), nicht zu dem der Notwendigkeit ("Natur"). Eben darum gibt es keine Ursachen, sondern nur Zwecke des Sprachwandels. Ohne Zweifel gibt es objektive Gegebenheiten, bei denen die Sprecher – für *gewöhnlich* – ihre Sprache umgestalten, aber darin liegt gerade keine Notwendigkeit. So gibt es auch keine interne Kausalität der Sprachentwicklung: System und Typ sind technische Möglichkeiten, d.h. Modalitäten und Modelle, nicht aber Gründe des Wandels. Selbst im Falle der "leeren Fächer" eines phonematischen Systems haben wir keinen Grund zur Annahme eines etwaigen "Systemzwanges". Wenn dann übrigens ein "leeres Fach" ausgefüllt wird, tritt nur ein Wandel im realisierten System ein, nicht im System der Möglichkeiten; im Gegenteil: es handelt sich lediglich um eine Anwendung des letzteren. Also ist ein "leeres Fach" eine *Möglichkeit* der Neuschöpfung in einem schon existierenden System, doch nicht die *Ursache* dieser (möglichen) Neuschöpfung. Der diachronisch orientierte Zweig des Strukturalismus hat zwar eine Reihe von Bedingungen und Modalitäten des Lautwandels aufgedeckt; jedoch hielt er sie irrtümlich für dessen Gründe.

An G. Francescato: Es handelt sich hier in der Tat um keine terminologische Frage, sondern um eine bestimmte Auffassung von der Geschichte. Die Geschichte, die ich in meinem Beitrag meinte, ist nicht die sog. "äußere Geschichte" (Untersuchung der Beziehungen der Sprache zu andersartigen Fakten) und auch nicht die sog. "historische Grammatik" (einfache Sammlung und Anordnung von Materialien zur Sprachgeschichte), sondern die Sprachgeschichte in ihrem eigentlichen Sinne, als Untersuchung der historischen Entwicklung der Sprache selbst. Unter diesem Gesichtspunkt steht auch die Beschreibung nicht als Gegenbegriff der Geschichte gegenüber, da sie schon in letzterer enthalten ist (und in diesem Sinne kann man auch H. Pauls Gleichung wiederbeleben: "Sprachwissenschaft ist gleich Sprachgeschichte"). Andererseits kann man die Antinomie von Synchronie und Diachronie nicht überwinden, solange man einfach im Bereich der Saussureschen Auffassung und Methode bleibt, d.h., wenn man den Sprachzustand als statische Projektion der Sprachtechnik und die Diachronie als Anhäufung einzelner heterogener Fakten betrachtet. Auf diesem Weg gelangt man dann zu einer merkwürdigen und wandlungslosen Geschichte, die sich als unendliche Reihe statischer "Synchronien" darstellt. Auch der diachronisch ausgerichtete Strukturalismus bleibt im Grunde dieser Auffassung verpflichtet, mit dem einen Unterschied freilich, daß er zwischen den verschiedenen Synchronien gewisse Beziehungen herzustellen versucht. Die besagte Antinomie kann aber nur überwunden werden, wenn man zu Humboldts Sprachauffassung zurückkehrt, d.h., wenn man – methodisch – die Sprachbeschreibung als Beschreibung einer noch nicht abgeschlossenen (also in sich dynamischen) Technik betrachtet und wenn man die Sprachgeschichte als historische Realisierung dieser Technik versteht. De Saussure selbst nähert sich übrigens einer solchen Auffassung in seinem schönen Kapitel über die Analogie, je-

doch bemerkt er nicht, daß die Erscheinung der Analogie eine zumindest partielle Negation seiner Unterscheidung von Synchronie und Diachronie einschließt. Er bemerkt es auch deshalb nicht, weil diese Trennung für ihn zugleich eine Trennung von "Grammatik" und "Phonetik" (von Technik und "Material") bedeutet.

3. Partikeln und Sprachtypus

Zur strukturell-funktionellen Fragestellung in der Sprachtypologie

1. Die sog. Partikeln oder "Satzadverbien" vom Typ *zwar, ja, wohl, denn, eigentlich, immerhin* usw. sind durch ihre Anzahl sowie durch Umfang und Vielfalt ihrer Verwendung zweifelsohne ein charakteristischer Zug des Deutschen im Vergleich zu anderen europäischen Sprachen. So würde man z.B. in einer Situation, in welcher ein Italiener einfach *Che c'e?* oder höchstens *Be', che c'e?* sagt, im Deutschen meist nicht *Was ist?*, sondern eher – und in gewisser Hinsicht "normalerweise" – *Was ist schon dabei?* oder *Was ist denn schon dabei?*, ja sogar *Na, was ist denn schon dabei?* sagen. Ebenso waren bekanntlich Partikeln dieser Art charakteristisch für das Altgriechische¹. Angesichts dieser Übereinstimmung zwischen nicht unmittelbar verwandten Sprachen darf man sich fragen, welches ihr typologischer Status vom Gesichtspunkt einer strukturell-funktionellen Sprachtypologie aus sein kann.

2.1. Die strukturell-funktionelle Sprachtypologie – die u.E. dem ursprünglichen und eigentlichen Sinn der Sprachtypologie schlechthin entspricht – ist Feststellung und Erklärung (= Begründung, Motivierung) von sinnvollen konkreten Zusammenhängen in der Gestaltung der Sprachen, d.h. Zurückführung von in den Sprachsystemen verschiedenen Verfahren und Funktionen auf einheitliche strukturell-funktionelle Prinzipien und somit Identifizierung der ideellen Einheit einer jeden Sprache (soweit eine solche Einheit überhaupt besteht)².

2.2. Schon die Wegbereiter bzw. Begründer der Sprachtypologie – unter ihnen Adam Smith und A.W. Schlegel – vertreten im Grunde eben diese Auffassung vom Sprachtypus, wenn auch nur intuitiv und zunächst nur in bezug auf gewisse allgemeine Ausdrucksverfahren. So umfaßt bei Adam Smith die periphrastische Verfahrensweise ("composition") die Präpositionen als Zeichen von Kasusfunktionen und die Hilfsverben, d.h. zwei in den entsprechenden Sprachsystemen völlig verschiedene Verfahren; und bei A.W. Schlegel kommen der Artikel, die die Verbalflexion kennzeichnenden Personalpronomina und die periphrastischen Mittel zur Steigerung von Adjektiven hinzu. Ebenso umfaßt die "Flexion" – als Gegenteil der periphrastischen Verfahrensweise – schon anfangs die Konjugation, die Deklination und die sog. synthetische Steigerung der Adjektive, d.h. wiederum verschiedene Einzelverfahren: die Flexion ist nicht etwa ein Verfahren mit einer Funktion, sondern eine Kategorie von Verfahren mit einer ebenfalls kategoriellen Funk-

1 Auf diese "Ähnlichkeit" der beiden Sprachen hat schon G. von der GABELENTZ (1891: 99) ausdrücklich hingewiesen.

2 S. dazu den vom Verf. auf dem Rask-Hjelmslev-Symposium in Kopenhagen, 1979, gehaltenen Vortrag: "Der Sinn der Sprachtypologie". COSERIU (1980a) [in diesem Band unter IV. 1: 161–172].